

"A chli"

Autor(en): **Lüdi, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 23

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

außer Acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich dem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünschte der jetzt nicht am Ende selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlasse?

Juro stolperte und fiel und eilte wieder, die hohe Schneedecke mit Mühe durchfurchend. Der Schnee flog in die Augen; die Kälte benahm den Atem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Überall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — — —.

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn.

Übermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarrten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schriffte die Volksweise auf:

Eine große Pein ist das,
Wenn zwei liebe Freunde sind
Und das Scheiden kommt geschwind —
Gar so schwer, so schwer ist das.
Eine größere Pein ist das,
Wenn da zwei Geliebte sind
Und das Scheiden kommt geschwind:
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund klaffte, — Totenstille.

Juro lehnte sich gegen einen Baum und starrete in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein paar Lippen sich auf seinen Mund preßten, als er eine Brust stürmisch wogen fühlte.

Er starrete und starrete.

Sah und hörte er recht? Narrte ihn ein Traum?

gesehen? Zog der Nachtjäger durch die Fluren und ließen dessen Hunde ihr Riffen, Riffen ertönen?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letztenmale.

Er stolperte fort. Bald watete der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses. Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt noch ein paar Sprünge —.

Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: Die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt. Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilferuf des Liebsten vorgegaukelt. Das Lämpchen am Fenster war, wie sie zugleich bemerkte, fast ganz heruntergebrannt. Als sie sich hinschlich, um das zuckende Flämmchen ganz zu verlöschen, schauten sie in seinem Scheine ein paar große Kinderaugen verwundert an, und sie beugte sich über das Bettchen, um ihren Liebling stürmisch zu küssen. Das war nicht nur der Kuß der Mutter, denn sie küßte ihn in dem Kinde, der ihr fern war, — ferner als sie meinte.

Auch der Bauer erwachte in seiner Komorke, dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in der Mutterliebe zu, er möge aufhören; ihr scheine, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr wimmere. Der Alte ließ zum erstenmale merken, daß er seine Bauernzähigkeit aufgab. Er wollte natürlich nicht länger widerstehen, nun es „einmal so sei“, — nahm er sich vor.

Und dann legte er die zerklüfteten und harten braunen Hände zusammen und betete für das Glück der Kinder. — —

„A chli.“

Von Rudolf Lüdi, Signau (Bern).

Eine Eigentümlichkeit, welche sowohl dem Individuum zukommt, als auch in ganzen Völkern wurzelt, ist der Gebrauch typischer sprachlicher Ausdrücke, welche bei jeder Gelegenheit, passend und nicht passend, und fast immer unbewußt benützt werden. Ein Charakteristikum des Norddeutschen ist sein „nannu“, des Süddeutschen, besonders des Bayern und Niederösterreichers sein gemüthliches „halt“; man denkt sich zu dem Worte unwillkürlich die Nation dazu. — Daß auch der Berner, oder vielleicht richtiger der Mittelschweizer, einen Ausdruck besitzt, der eine seiner Haupteigenschaften, sein Phlegma, aufs deutlichste hervortreten läßt, wissen vielleicht noch nicht alle Leser. Es soll ihnen aber gleich bekannt gemacht werden, wenn sie mit mir einen Gang thun wollen durch eines der Lager vom letzten Truppenzusammenzuge, der eine große Zahl Berner und Inner-schweizer versammelte.

Die Mannschaft liegt in den Kantonementen umher. Da ertönt das Signal „Suppe“. Der „Fas-

Unteroffizier“ läßt seine Mannschaft antreten. Es geht ihm aber zu langsam und er schreit in den Lagerraum hinein: „a chli diffig!“ Rasch soll es gehen; aber da es ja immer einige langsamere und trägere Leute gibt, denen man doch genügend Zeit geben muß, den Befehl auszuführen, so mildert der Unteroffizier unbewußt die Strenge des Befehls, indem er die Raschheit nur „a chli“ verlangt.

Bei der Küche angelangt findet der Korporal einen Lieutenant vor, der das Fassen beaufsichtigen soll. Er hat schon lange hier gewartet und schnaut den Führer der Fackmannschaft an: „Warum so spät? Können Ihr nicht a chli früher kommen? Sofort fassen! Aber a chli gschwind.“ — Nach dem Fassen begibt sich der Angebuldige zu einem der Kochkessel und hört dort, wie eben der Herr Hauptmann dem Küchenschef den Verweis gibt, die Suppe sei a chli angebrannt, und er müsse in Zukunft um Strafe zu entgehen, a chli sorgfältiger arbeiten. Froh, für eine kurze Weil der Sorge um

die „Kinder“ enthoben zu sein, schlendert der Herr Hauptmann mit seinem Lieutenant dem Orte zu, wo die Offiziere ihr Nachteffen einnehmen, nachdem beide gefunden haben, daß a chli Rauchen nicht übel wäre. Sie finden die meisten ihrer Kameraden schon bei Tische und beeilen sich, noch warme Suppe zu bekommen. Der Herr Hauptmann hat Appetit und da er entdeckt hat, daß die Suppe gerade so sei, wie er sie am meisten liebt, so hält er dem bedienenden Soldaten seinen leeren Teller noch einmal entgegen mit den Worten: „Ich muß noch a chli Suppe haben.“ Als der Bedienende es bei „a chli“ bewenden lassen will, macht der Herr Hauptmann keine Miene, seinen Teller wegzunehmen, sondern thut dies erst, nachdem derselbe beinahe platt gefüllt ist. — Während des Mahles erscheint der Herr Bataillonskommandant und setzt sich an seinen reservierten Platz. Er kommt vom Regimentsrapport und macht ein Gesicht, das auf „gut Wetter“ deutet. Nachdem er seinen irdischen Menschen a chli gestärkt hat, läßt er seine Neugier, um die man ihn schon lange gerne gefragt hätte, auch richtig los und teilt mit, daß das Bataillon bei der heutigen Inspektion am besten defiliert habe. Trotzdem der Verlauf dieses Defilierens für die Qualifikation des Herrn Major vielleicht ausschlaggebend war, hatte er am Morgen, vor Beginn desselben von seiner Mannschaft doch nur verlangt, daß sie a chli stramm marschiere. Die Leute hatten sich das gemerkt und a chli aufgepaßt, und es war geglückt. Um den Erfolg des Tages a chli zu feiern, schlägt der Herr Major vor, „no a chli z’ji“. Bald fließt der Wein in Strömen, und als der Herr Regimentskommandant auch auf dem Platz erscheint und einwilligt, a chli mitzumachen, wird die Fröhlichkeit allgemein. Da kommen einige junge Lieutenants auf den Gedanken, man könnte dem im Orte einquartierten Brigadefeldkommandanten ein Ständchen bringen. Rasch wird ein Lied ausgewählt und der Herr Oberstlieutenant um seine Meinung über den Vorschlag befragt. Er findet ihn nicht unpassend und die Sänger erheben sich, um das kühne Wagnis auszuführen. Kühn ist’s; denn wenn sie schlecht singen, dann o weh! Das weiß auch der Herr „Regimentier“ und daher ruft er den Davoneilenden noch ermahnend nach: „Aber singet dann a chli gut! — Mit einigem Zagen stellen sich die Kunstjünger unter dem noch erleuchteten Fenster des gestrengen Herrn Oberst auf und lassen eine brausende Kriegshymne erschallen, die imstande wäre, das ganze Lager aus dem Schlaf zu rütteln. Er öffnet auch gleich das Fenster und lauscht den in die

Stille der Nacht hinaushallenden Tönen. Die Sänger betrachten das als günstiges Omen, und sicherer beginnen sie ein zweites Lied, eine hübsche Volksweise, die sich nun wirklich hören lassen darf. — Der Herr Oberst scheint befriedigt, und eine gewisse herzliche Freundlichkeit klingt aus seiner Stimme, als er seinen Dank für die unerwartete und gut gelungene Ovation ausdrückt. „Meine Herren“, schließt er, „ich wiederhole Ihnen, Sie haben mir ein großes Vergnügen bereitet, und gerne würde ich noch ein Stündchen in Ihrem geselligen Kreise verbringen; aber Sie wissen, es ist schon ein wenig spät, und morgen wartet unser wieder strenger Dienst. Auch bin ich schon ein wenig alt“ etc. etc. — Ganz selig über das Lob ihres „Alten“ kehren die Lieutenants zum Quartier zurück und erzählen den Kameraden, wie sie anfänglich a chli Angst gehabt hätten, wie dann aber das zweite Lied a chli besser ausgefallen sei, wie das Lob des Obersten gelautet habe, und daß sie im Sturmschritt zurückgekommen seien, deshalb a chli Durst gekriegt hätten und nun a chli Wein nicht verschmähen würden. Die andern finden letztern Wunsch berechtigt, und da „geteilte Freude doppelte Freude“ ist, so helfen sie gerne noch a chli mittrinken, d. h. solange bis der Kellermeister, vulgo Küchenschef, erklärt, daß der letzte Tropfen getrunken sei. Damit hat die Herrlichkeit ein Ende, alle gehen „nach Hause“ und legen sich noch „a chli“ aufs Ohr.

Und nun, Leser, weißt du, an welchem Ausdruck ich meine Pappenheimer erkenne? „Geng hü, aber nume nit „gsprengt“ heißt kürzer: Gschwind a chli. Ich habe dich zu Soldaten geführt aus bestimmtem Grund. In der militärischen Befehlsgabe soll kurz und präzis gesprochen werden, kein Wort zu wenig oder zu viel. Daß nun ein Anhängsel wie „a chli“ sich aus dem Zivilleben sogar in die militärische Ausdrucksweise hinüber schleichen kann und dort durch alle Grade hinauf sein Unwesen treibt, zeigt, wie tief eingewurzelt dieses „a chli“ im Bernerdeutsch, und damit auch im Charakter des Berners, ist. Nicht, daß er nicht auch rasch und behend sein könnte; aber er ist es nur, wenn große Notwendigkeit dazu vorhanden ist. Und da von zweien nie beide etwas gleich rasch und gleich gut machen können, so gestattet er dem Langsamern, und in erster Linie immer sich selbst, das „a chli“. Du findest es in der Werkstatt wie im Bureau, in der Familie wie in der Schule, beim Gewehrfeuer wie bei der Reiterattaque. — Ich bin zu Ende und will nun „a chli leuen.“

Anbruch der Nacht.

Vorbei ein Tag! Die Felder rauchen,
Im Zwieliht schwimmt die Welt, es tauchen
Aus Fluß und See die Nebel, weiß und kalt;
Des Mondes Scheibe hebt sich aus dem Wald
Und Stern an Stern flammt auf in weiter Pracht!
Im Fliederbusch die Nachtigallen flagen,

Den goldbestreuten Mantel umgeschlagen
Schwebt sie heran, die Königin, die Nacht!
Schlaftrunken flüstern leis’ im Wind
Die Bäume —
Nun geh’ auch du zur Ruhe, Menschenkind,
Und träume!

Dr. A. Zimmermann, Verifon.